



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Deutsche, Polen und Auch-Deutsche : aus Österreich.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Verteilung der Beute leer ausgegangen waren, 1879 aufs Bitten legten. Ein stattliches Stück Thessaliens ward ihnen zu Teil. Doch ist das und das Weitere den Lesern in frischer Erinnerung.



Deutsche, Polen und Auch-Deutsche.

Aus Österreich.



aß die „gewaltigen Reden“ des deutschen Kanzlers einen besonders großen Eindruck in Österreich hinterlassen würden, mußte jeder-
mann sofort beim Lesen empfinden. Den Polen, wo sie auch
leben mögen, kann es nicht verdacht werden, wenn sie wenig davon
erlaubt sind, daß ihnen ein solcher Spiegel vorgehalten wird, und
am wenigsten geneigt die Wahrheit zu hören sind natürlicherweise die Galizianer,
die in ihrer Provinz fast unumschränkt herrschen und auf die innere Politik
Eisleithaniens einen so starken Einfluß erworben haben. Auf die Schimpfreden,
in welchen sich ein Teil der polnischen Presse Luft macht, irgendwie einzugehen,
ist nicht der Mühe wert, und sachlich um nichts höher steht, was im Reichs-
rate vorgebracht wurde. Vielleicht glaubte die polnische Fraktion einen Trumpf
auszuspielen, indem sie einem Abgeordneten mit deutschklingendem Namen die
Aufgabe übertrug, dem Fürsten Bismarck zu antworten, und von der deutschen
Linken wurde denn auch dem Herrn Otto Hausner sein Renegatentum vorge-
worfen. In dieser Beziehung scheint ihm nun Unrecht geschehen zu sein, da er
jüdischer Herkunft sein soll. Das macht freilich die Figur dieses Wortführers
der Sarmaten nur noch grotesker. Doch auch hiervon abgesehen, werden es
diese sich in Zukunft wohl reiflicher überlegen, bevor sie ihn ins Vordertreffen
stellen. Eigentlich hatte er den Antrag auf Schaffung eines Wahlgerichtshofes
zu bekämpfen. Daß eine solche Behörde eine dringende Notwendigkeit geworden
ist, kann unmöglich geleugnet werden, denn in dem Kampfe der Parteien ist
nicht nur das Rechts-, sondern selbst das Schickslichkeitsgefühl völlig unterge-
gangen. Was der Partei Nutzen bringt, wird gebilligt, Bergewaltigung, Be-
stechung und was es sonst sei; durch Richterspruch werden Vorgänge bei den
Wahlen als gesekwidrig bezeichnet — thut nichts, die unrechtmäßigen Wahlen
sind anerkannt, die Gewählten behalten ihre Sitze, denn die Mehrheit will ihre
Stimmen nicht entbehren. Diese Dinge sind ganz offenkundig, sind hundertmal
besprochen worden; und was wenden die Hausner und Konsorten gegen den
Vorschlag ein, die Entscheidung über streitige Wahlen in die Hände unab-

hängiger und unparteiischer Richter zu legen? Zu allgemeiner Belustigung vergleicht Herr Hausner die in eigener Sache urteilende Mehrheit eines Parlaments mit dem Schwurgericht! Der freiwillige Pole jammert über den Rückgang der Freiheit in Europa, und dabei scheint dem doch so belese- nenen Manne das Sprichwort von den Gracchen, die Verschwörung wittern, garnicht in Erinnerung gekommen zu sein. Die parlamentarische Freiheit wird überall bedrängt, natürlich durch die Gewalthaber, und doch sieht, wer Augen hat, wodurch das Ansehen des Parlamentarismus wirklich untergraben wird. In England stürzt man um einer Lappalie willen die Regierung in dem Momente einer höchst gefährlichen Verwicklung in der europäischen Politik — und das soll der Welt Bewunderung vor der Majoritätswirtschaft einflößen? In Deutschland diktiert eine Koalition der geschwornen Feinde des protestantischen Kaisertums, der natürlichen Feinde des Deutschtums, der Anarchisten und der guten Revolutionäre die Beschlüsse des Reichstags und bemüht sich, teils sehend, teils verblendet, die Fundamente dieses so lang ersehnten, mit so viel Blut erkauften Reiches zu unterwühlen — und man sollte wünschen, daß sich ein Mann wie Bismarck vor dieser Koalition beuge, beugen müsse? In Ungarn erklärt die Opposition den Zustand der Rechtspflege für heillos, verzichtet aber auf deren Bessprechung (vertagt sie nicht), weil der Justizminister leidend ist: entweder ist also das Gerede von den traurigen Zuständen grundlos, oder die Volksvertreter verletzen ihre Pflicht aus Höflichkeit, als ob sie über ihre persönlichen Angelegenheiten zu verhandeln und zu verfügen hätten. Und nun diese polnisch-tschechische Mehrheit im österreichischen Abgeordnetenhaus! Mit einer fast beispiellosen Offenheit (um einen parlamentarischen Ausdruck zu wählen) bekennet sie sich dazu, kraft der Mehrheit alles ersticken und „begraben“ zu wollen, was dem Reiche das Bindemittel der Staats- sprache gewährleisten, was der Bedrängung des Deutschtums wehren soll, was die Bergewaltigten, die Ruthenen, die Deutschen in der Diaspora u. s. w., in der Ausübung ihrer verfassungsmäßigen Rechte zu schützen geeignet wäre. Und in demselben Atem Freiheit und Volksrechte das dritte Wort! Mit wem rede ich denn? könnte man mit dem Grafen Appiani fragen. Irgendwer, vielleicht auch Herr Hausner, behauptet kocklich, das sogenannte Flottwellische System habe die polnischen Aufstände von 1846/48 hervorgerufen. Den Herren scheint alles Erinnerungsvermögen abhanden gekommen zu sein. Eben in diesen Februartagen hat sich das vierte Jahrzehnt seit jener „Erhebung“ vollendet, welche der Schlachta in Galizien so übel bekam. War es vielleicht das Flottwellische System, welches den geknechteten Bauern die Waffen zu dem grausamsten Rache- kriege in die Hand drückte? War der Masura Szela, gegen dessen erbitterte Schaaren endlich die österreichische Regierung selbst den aufrührerischen Adel in Schutz nehmen mußte, etwa ein Germanisator? Die Herren, welche von Verkümmern der Volksrechte reden, wissen ganz gut, daß in dem Augenblicke, wo die Macht dieses deutschen Staates Österreich die Hand von ihnen abzöge,

das „Volk,“ dessen Rechte sie mit allen Mitteln illusorisch machen, dem sie Nationalität, Sprache, Religion rauben wollen, sich seiner „Herren“ entledigen würde. Und wenn heute der Pole bei den Deutschen so verhaßt ist, wie er einst beliebt war, so trägt er und niemand sonst die Schuld.

Bei dem Deutschösterreicher ist die Neigung zur Sentimentalität in der Politik ganz besonders stark entwickelt. Er hat für die polnischen Freiheitshelden geschwärmt bis auf Mieroslawski, Tyssowski, ja selbst bis auf Langiewicz und seine Adjutantin Buztowojtoff hinab, und es immer noch entschuldigt, wenn im Exil die berühmte Ritterlichkeit der verschiedenen Diktatoren, Generale u. s. w. so aussah, wie sie Heine geschildert hat. Aber endlich, spät, doch hoffentlich noch nicht zu spät, sind den Deutschen die Augen aufgegangen — wenigstens einem großen Teile derselben. Sie wollen so frei sein, deutsch zu sein. Dafür werden sie nicht nur von den Slaven verkehert. Während die deutsche Partei rückhaltlos dem Auftreten des deutschen Kanzlers gegen den gemeinsamen Feind Beifall spendete, drehten und wandten sich die Auckdeutschen in mitleiderregender Weise. Innerlich freuten sie sich wohl von Herzen, insgeheim gaben sie sich der Hoffnung hin, daß die Kriegserklärung gegen das preussische Polentum das Ministerium Taaffe hinwegfegen werde. Doch laut billigen durften sie unmöglich eine Politik, welche von den großen Fortschrittspolitikern in Berlin verurteilt wird, und überdies befinden sich unter den Polen bekanntlich so viele Juden, denen das Geschäft zu stören die größte Inhumanität ist! So besprachen sie denn

Mit unterdrückter Freude, so zu sagen
Mit einem heitern, einem nassen Aug',
Mit Leichenjubil und mit Hochzeitklage,
In gleichen Schalen wägend Leid und Lust

die staatsmännische Grausamkeit, welche dazu gut sein sollte, zu beweisen, daß das deutsche Bündnis eine Änderung unsrer innern Politik zur Notwendigkeit mache. Wenn es dazu nicht gut ist, wozu ist es dann überhaupt da? fragen vor allem diejenigen, welche eigentlich die Ereignisse von 1866 und 1871 noch immer nicht anerkannt haben.

Manchmal könnte man vergessen, daß solche gefährliche Menschen noch unter uns weilen, allein sie melden sich von Zeit zu Zeit. So wollte der Zufall, daß kurz vor der Polendebatte an ein und demselben Tage zwei Kundgebungen erschienen, welche den tiefen Zwiespalt unter den Deutschösterreichern viel deutlicher offenbarten, als der Zwist zwischen dem deutschen und dem deutsch-österreichischen Klub des Abgeordnetenhauses wegen der Bismarckschen Reden. In Graz hatte ein jüngerer Abgeordneter eine Rede gehalten, welche nationale Gesinnung als erste und letzte Forderung aufstellt und welche nicht bloß freundschaftliche und kündbare Verbindung Österreichs mit dem deutschen Reiche als Lebensbedingung für den erstern Staat bezeichnet. Und gleichzeitig mit dem

Grazer Blatte, welches die Rede enthielt, kam uns in einem Wiener Blatte eine Besprechung von Treitschkes neuem Bande zu, in welcher von nationaler Gesinnung keine Spur, aber desto mehr grimmiger Preußenhaß zu finden war. Treitschke zu verteidigen, ist nicht unsre Sache, doch ist es nützlich zu hören, was sein erbitterter Rezensent (ein X, welches niemand für ein U nehmen wird) an ihm auszusetzen hat. Gleich der Anfang charakterisirt den Mann. „Allgemeine Heiterkeit brach los, als der (!) geistvolle Abgeordnete des deutschen Reichstages, L. Bamberger, im Hinweis auf den in der Ausweisungsdebatte hervorgetretenen Chauvinismus ausrief: Das ist der Säbel des Herrn von Treitschke!“ Was wird Herr Richter dazu gesagt haben, daß sein Freund Bamberger „der“ geistvolle u. genannt wird, als ob es nicht noch andre geistvolle u. gäbe? Was Herr Träger, auf dessen alten Kornbranntwein einmal in demselben Organ ein wahrer Hymnus angestimmt wurde? Doch das beiläufig. Welche Bewandtnis es mit dem Säbel des Herrn von Treitschke habe, war uns zuerst dunkel geblieben; hier werden wir daran erinnert, daß Herr Bamberger ein „geistvolles“ Zitat angebracht hat. Und nun steht ein treffliches Quartett vor unsern Blicken: der unlängst unter die Unsterblichen aufgenommene Halévy (eigentlich Hirsch Levy), der Verfasser des Textes — Jakob Offenbach, der Komponist der Operette — Herr L. Bamberger, der diese beiden verwandten Größen geistvoll zitirt, und Herr X, der ihn darob bewundert. Als der Gassenhauer: „Das ist der Säbel, den einst mein Vater trug!“ zum erstenmale in Wien erklang, sagte mein Nachbar im Theater (Heinrich Laube) zu mir: „Wohin geraten wir? Bisher hat noch jedes Volk das Schwert des Fürsten oder Anführers für etwas ehrwürdiges gehalten. Muß denn alles, was einer Nation teuer sein soll, dem gemeinen Hohne preisgegeben werden?“ Der arme Laube war hinter seiner Zeit zurückgeblieben; in Preußen bellagte sich ja neulich ein Redner ausdrücklich, daß jetzt so viel von Nationalität gesprochen werde, was allerdings den Internationalen verschiedner Färbung recht störend sein mag.

So erboft sich Herr X darüber, daß bei Treitschke das Einheitsgefühl das mächtigste sei, damit müsse „die Darstellung der deutschen Geschichte langweilig, einseitig, unbefriedigend bleiben“ (unterhaltender mag allerdings die Darstellung in der „Großherzogin von Gerolstein“ für ihn sein); er erboft sich über die Ignorirung des Herrn von Zedlitz, des Dichters der „Nächtlichen Heerschau“ und der „Totenkränze,“ dessen kulinarisch-diplomatische Episteln aus der Zeit des Staatsstreiches vom 2. Dezember, ungefähr 1859 im Stuttgarter Morgenblatte abgedruckt, einen so erbaulichen Einblick in dieses Dichtergemüt gewährten; er erboft sich über die Ansicht Treitschkes, daß die Deutschen, welche in den zwanziger und dreißiger Jahren so fleißig bei den Franzosen in die Schule gingen, in Wahrheit nur wenig von ihnen zu lernen gehabt hätten. Daß die deutsche Jugend sich kaum noch um einen Mann wie Gneisenau kümmere, findet er ganz begreiflich, „weil Gneisenau nichts mehr that, was ihre Aufmerksamkeit

erwecken könnte.“ Ist das nicht herrlich? Dabei begegnet ihm das kleine Malheur, Gutzkow und Laube als Märtyrer der Einheits- und Freiheitsidee zu bezeichnen, während es doch die Lehre von der Emanzipation des Fleisches war, die sie ins Gefängnis brachte.

„Dieser Neo-Teutonismus wäre aber nicht vollwichtig, wenn er nicht auch sein antisemitisches Kennzeichen hätte“ — und diese Sorte von Kosmopolitismus würde alles eher verzeihen, als eine wahrheitsgetreue Schilderung des zerstörenden Einflusses des „geistvollen“ Judentums. Hier wird Herr X pathetisch, wehmütig, sarkastisch, er versteht die Welt nicht mehr. „Der Wortführer der Berliner Jugend“ darf es wagen, an Börne die „geschmacklose Vermischung deutscher Sentimentalität mit jüdischer Witzelei, das haltlose Schwanken zwischen Vaterlandsliebe und Kosmopolitismus“ zu rügen, dem „kräftigen Hasse des Rheinländers (wer lacht da?) Heine gegen Preußen“ seine Verehrung zu versagen, „jene geistvollen Süddinnen Berlins, welche jener Zeit die höchste und feinste, aber auch freieste (ei ei!) Bildung darstellten, in deren Kreise die urgermanischen Sagen lebendig, die deutschen Märchen zum erstenmale (!) erzählt wurden, die deutschen Volkslieder kirsirten, die den letzten Ort boten, wo ein wahrer (!) Goethe-Kultus herrschte“ — also jene natürlich geistvollen Süddinnen, ohne die augenscheinlich das Deutschtum elend zu Grunde gegangen wäre, zu ignoriren, und dafür bei Wolfgang Menzel trotz seines bornirten Hasses gegen Goethe das kräftige Vaterlandsgefühl anzuerkennen. Und Menzel war doch „der Urfeind Preußens.“ Merkwürdig, was man alles lernt. Der Preußisch-Schlesier, den literarische Beziehungen nach Süddeutschland führten, der Parteigenosse Paul Pfizers, der unermüdlche Publizist vor und nach dem letzten deutschen Kriege soll der Dritte im Bunde mit Heine und Herrn X sein! Besterer kennt ihn doch wohl nur aus Börnes Schmähschrift — und welchen nationalgesimnten Deutschen ihrer Zeit hätten Börne und Heine nicht geschmäht!

Ob es der deutschen Jugend zu Herzen gehen wird, daß sie den X u. Komp. so viel Kummer bereitet? Sie ehrt die großen Männer ihrer Nation, sie hat mehr Sinn für das eigne Volkstum als für den heimatlosen „Geist,“ sie schätzt Charakter und Bürgertugend höher als die „freieste Bildung,“ mit der es verträglich war, daß deren berühmteste Repräsentantin die heimlichen Liebschaften der Frau ihres leiblichen Bruders „freundlich beschützte“ (vergl. Holteis Selbstbiographie Bd. 4). Diese Jugend ist sogar so verblendet, für die Heerführer der Deutschen höhere Begeisterung zu hegen als für Napoleon und Kosciuszko und Klapka, oder Bismarck mehr zu bewundern als Gambetta. „Geh deiner Wege, alter Hans, stirb, wenn du willst, da edle Mannhaftigkeit vom Angesicht der Erde verschwunden ist.“

